Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 9

Artikel: In der Polarnacht
Autor: Faber, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666327

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In der Polarnacht.

Von Kurt Faber.

Ganz unversehens war der Winter in aller Strenge hereingebrochen. Immer kürzer wurden die Tage, immer matter und kraftloser das Licht der Sonne; sie kam nur noch zur Mittagszeit langsam und zögernd hinter der bläulichen Eisfläche hervor, die den Horizont im Südosten begrenzte. Übernatürlich groß schien der feurige Ball und blutigrot, wie das Bild eines kranken, verlöschenden Auges. Dann kam ein Novembertag, wo noch einmal um Mittag der oberste Rand der Feuerkugel über der Eisfläche auftauchte, um Abschied zu nehmen für zwei lange, lichtlose Monate. Die Winternacht hatte begonnen.

Dem, der es nicht miterlebt hat, ist es nicht möglich, sich einen richtigen Begriff davon zu machen, was man unter einer Polarnacht versteht. Sie ist durchaus nicht identisch mit dem Begriff der kohlpechrabenschwarzen Finsternis. Im Gegenteil: Wenn etwas an ihr imstande ist, dem Menschen als bleibende Erinnerung anzuhaften, so ist es das eigenartige Spiel des wechselnden Lichtes. Es mag wohl die frostige Luft und die reflektierende Wirkung der grellen Schneedecke sein, die das Licht der zahllosen Gestirne so scharf und feurig erscheinen läßt. Selbst das Tageslicht war mit der Sonne noch lange nicht verschwunden. Zu Anfang der Nacht lag die Dämmerung täglich stundenlang über dem Horizont und tauchte den ganzen südlichen Himmel in glühende Farben von flammendem Rot und leuchtendem Blau, und selbst zur Zeit der Sonnenwende huschte um die Mittagsstunde ein verstohlener Streifen von fahlem Dämmerlicht durch das Dunkel der Nacht.

Ja, es ist wunderbar, das nördliche Eismeer; aber seine größten und schönsten Wunder enthüllt es nur dem, der sie mit den kalten Monaten der langen Winternacht bezahlen will.

Liegt es nicht nahe, daß der Mensch während der langen einsamen Wintermonate auf allerlei wunderliche Ideen verfällt? So nur kann ich mir die Anziehungskraft erklären, die ein am Fuße der Landzunge steil ansteigender Hügel auf mich ausübte. Er war durchaus nicht leicht zu ersteigen, denn seine Seiten waren wild zerrissen von dem Wasser, das im Frühjahr von dem Gipfel herunterrauschte, und der lose Schnee, der über den Schluchten und Rinnen lag, hat manche verräterische Fallbrücke, in der man bei der Dunkelheit gar leicht auf immer verschwinden könnte. Trotzdem erstieg ich fast täglich nach getaner Arbeit auf einige Minuten jenen einsamen, windgepeitschten Berggipfel.

Was ich dort oben suchte? Wenn ich das nur selbst gewußt hätte! Es war wohl die wunderbar feierliche Stille, die es mir angetan hatte. Dort oben herrschte ein tiefes, andächtiges Schweigen, in dem selbst die Natur voll schaudernden Staunens den Atem anzuhalten schien. Der Himmel war rein und klar. Nicht das kleinste Wölkchen, nicht der feinste Nebel wagte die kalte Schönheit der flimmernden Sterne zu trüben. Es war, als ob die Winternacht mit ihren flammenden Nordlichtern und dem geisterhaften Mondschein einen lähmenden Bann über alles Leben geworfen hätte.

Wie weit man von dort oben sehen konnte! — Wenn in hellen Mondnächten die scharfen, schwarzen Schlagschatten über dem wilden Geröll des festgefrorenen Packeises lagen, dann erblickte ich nur mit Schaudern zu meinen Füßen die endlose Eiswüste, in deren Mitte der „Bowhead“ lag, als ein winziges Fleckchen Zivilisation, losgelöst von aller Verbindung mit der übrigen Welt, gleich einem Meteor, das von irgendwo im Weltenraum nach einer andern Welt verschlagen wird. —

In allen diesen Monaten führte die Kälte ein strenges Regiment. Die Durchschnittstemperatur während der dunkelsten Tage betrug etwa dreißig Grad unter Null, und Ende Januar ging sie unter heftigen Schwankungen von zwanzig bis dreißig Grad nicht selten bis auf fünfzig Grad herab. Fünfzig Grad unter Null! Zu den wenigen Lehrsätzen, die an mir durch alle Wechselfälle des Lebens von der Oberrealschule bis zum heutigen Tage haften geblieben sind, gehört auch der folgende: „Kälte ist nichts. Nur die Wärme ist Materie, und was wir als Kälte empfinden, das ist nur der Mangel an Wärme.“

Das ist sehr einleuchtend, aber bei fünfzig Grad unter Null wäre man eher geneigt, das Gegenteil anzunehmen. Solche Temperatur hat Hand und Fuß. Sie verfolgt den Menschen wie ein Gespenst. Kaum ist der heiße Atem aus dem Munde, da fällt er knisternd wie Reif zu Boden. Die Augenbrauen sind im Nu weiß gepudert, und die Haare zerfilzen zu einer eisigen

Kruste. Und wenn eine Brise weht, dann schneidet sie scharf wie Messer in die Haut. Hart und unerbittlich ist solche Kälte und straft die Leichtsinnigen mit erbarmungsloser Strenge. Aber sie ist auch falsch und hinterlistig. Sie überfällt den Wanderer wie ein Dieb in der Nacht; sie legt sich um seine Stirn wie ein eiserner Reif; sie umgaukelt ihn mit tausend schönen Träumen, aus denen es kein Erwachen mehr gibt. Tausendmal flüstert sie ihrem Opfer zu: Schlafen — schlafen! Und ob dieses sich auch wehre mit aller Energie — das Verderben kommt immer näher. Die reifbeladenen Augenlider kleben zusammen. Einen Augenblick nur will er sich hinsetzen und ausruhen — um nicht wieder aufzustehen.

Gegen solche Kälte schützen natürlich nur die dicken, weichen Fellkleider der Eingeborenen. Mit dem Fortschreiten des Winters verschwand daher ein zivilisiertes Kleidungsstück nach dem andern, und bald war, wenigstens äußerlich, zwischen Weißen und Eskimos überhaupt kein Unterschied mehr zu bemerken. Wer gute und warme Kleider tragen wollte, der mußte sich mit den Eskimofrauen an Land gut stellen und sie stets reichlich mit Tabak versorgen. Sie arbeiteten nicht nur gut und solide, sondern auch mit Grazie und Eleganz, ganz im Gegensatz zu ihren Stammesgenossinnen an der Grönlandküste, die, wenigstens nach den Bildern zu urteilen, ganz unbeholfene, schauderhaft plumpe Machwerke herstellen. Renntier- und Seehundfelle sind fast durchweg das Rohmaterial für diese Kleider, und nur ab und zu trifft man einen Stutzer — es gibt deren auch innerhalb des Polarkreises — der sich einen Anzug aus Wolverin- oder Fuchsfellen bauen läßt. Der Hauptbestandteil der Kleidung ist das „Atiki", eine Art weiter Überzieher, der mit einer wolfs- oder hundefellverbrämten Kapuze versehen ist, welche als Kopfbedeckung dient.

Langsam schlich die dunkle Zeit vorüber, eine einzige, endlose Nacht, in der die Tage sich zu Monaten und die Monate zu Ewigkeiten verzerrten. Zuweilen lag in langen Wochen zu jeder Stunde des Tages das bleiche Mondlicht über der Landschaft, und dann wieder kamen andere Wochen, wo ringsum alles schwarz und dunkel war, wo die Sterne, kalt und klar und übernatürlich groß, wie funkelnde Stahlspitzen am frostigen Nachthimmel standen und nur ab und zu ein unstetes Nordlicht einen flimmernden Schein durch das Dunkel warf. Und wie das alles sich tagaus, tagein in gleichem Wechsel abspielte, da war es uns allen, als ob das immer so gewesen wäre, als ob es nie einen Sommer gegeben hätte und die lange Winternacht kein Ende nähme. Gab es wirklich noch irgendwo auf dieser Erde eine Stelle, wo stolze Bäume ihre Äste zum Himmel recken und der lustige Bach im lachenden Sonnenschein durch das Wiesental eilt? Und gar erst die Städte mit ihrem Menschengewimmel, die Autos, die elektrischen Straßenbahnen — das alles war sicher nur ein Traum, und das einzig Wahre und Gewisse war Nacht und Eis, und die weltverlassene Insel mit ihren Eskimo-Iglus und der „Bowhead"! . . .

Doch auch eine arktische Winternacht hat einmal ein Ende. Ganz unmerklich kam es: der fahle Schein des Dämmerlichts, der alltäglich um die Mittagsstunde über die Gipfel der Berge huschte, die im Süden das Gesichtsfeld begrenzten, breitete sich mit jeder Wiederkehr weiter aus, und bald stand er stundenlang am Himmel, ein buntes, wechselndes Farbenspiel von Rot und Blau. Nun konnte es nicht mehr lange dauern, ehe die Sonne wieder käme. Und sie kam!

Wieder wie damals, vor beinahe zwei Monaten, als wir sie zum letztenmal gesehen, war es ein klarer bitterkalter Tag, und wieder war der Himmel lebendig mit tausend Farben. Die hohe Bergkette des Festlandes glühte in dunkelvioletten Farben, und ihre scharfkantigen Gipfel waren getaucht in ein Meer von flammendem Rot. Kaum drei Minuten war die oberste Kappe der roten Feuerkugel zu sehen, aber dennoch lange genug, um einen Strahl der Hoffnung in die Seelen von Mensch und Tier zu senden, denn selbst die Hunde begrüßten die Erscheinung mit freudigem Geheul. — Wer nie im Schatten einer arktischen Winternacht gelebt hat, der weiß nicht, wieviel Trost und wieviel Freude in diesem ersten Sonnenblick liegt!

„Wenn die Tage langen, kommt der Winter gegangen." Mit Siebenmeilenstiefeln hatten wir bald die lange Nacht hinter uns gelassen, und wieder stand die Sonne stundenlang am Himmel. Doch ihr Licht war kalt und tot wie das des Mondes, und die Temperatur sank tiefer und tiefer mit jedem Tag. Dabei kamen zeitweise die unerhörtesten und scheinbar durch keine äußeren Umstände verursachten Schwankungen vor. Wenn noch eben eine ganz erträg-

liche Temperatur von 15 Grad unter Null herrschte, konnte man in der nächsten Stunde vielleicht schon 30 Grad und in der übernächsten gar schon 50 Grad unter Null registrieren, worauf dann ebenso unvermittelt der Rückschlag in entgegengesetzter Richtung erfolgen konnte. Jetzt begannen sich auch die Frühjahrsstürme einzustellen, die nicht minder launisch sind als die Temperatur. Zyklone, Taifune, Pamperos habe ich erlebt, aber keiner unter ihnen ist so wild und unberechenbar und so unheimlich gewesen wie einer jener arktischen Schneestürme. Unvermittelt bricht er aus dem klaren, wolkenlosen Himmel herein und rast mit Donnergetöse dahin. Wie der heiße Wüstenwind den gelben Flugsand aufwirbelt, so erfaßt er den pulverigen Schneestaub und treibt ihn mit furchtbarer Wut vor sich her. Mit Blitzesschnelle ist alles ringsum im dichten Schneetreiben verhüllt, so daß man kaum noch die Hand vor den Augen sieht. Ein wütendes Meer von feinen Schneestäubchen, hart wie Diamant und spitz wie Nadeln, bohrt sich in die Gesichtshaut. Wehe dem, der unterwegs von solchem Unwetter überrascht wird; ihm bleibt nichts anderes übrig, als sich in den Schnee einzugraben und in Geduld abzuwarten, bis der Hexensabbat vorüber ist. Und meist dauert das auch nicht allzulange; nach ein bis zwei Stunden hat sich das Wetter ausgetobt, und alles ist wieder still und ruhig wie zuvor. Unter Umständen kann es aber auch tagelang dauern.

Beim Herannahen der Tag- und Nachtgleiche, die ja in jeder Zone die kritischte Jahreszeit ist, verlor das Wetter seinen launischen Charakter und ging in eine fast ununterbrochene Reihe von Stürmen über, die mit großer Wut bald aus Südwest, bald aus Nordost herangebraust kamen. Während dieser Stürme, die im ganzen Monat März kaum jemals abflauten, waren wir auf unserem Schiffe von aller Welt abgeschnitten wie auf einer einsamen, sturmgepeitschten Insel inmitten eines heulenden, brausenden Meeres von treibendem Schnee. Oft war es tagelang unmöglich, das kaum hundert Schritte entfernte Land zu erreichen. Ja, selbst die wenigen Schritte bis zu dem dicht neben dem Eingang des Deckhauses errichteten Holzgerüst, auf dem man das Trinkwassereis aufgestapelt hatte, waren dann mit Lebensgefahr verbunden, und es mußte ein Seil gespannt werden, um daran den Rückweg zu finden.

In solchen Wochen brütete die Langeweile über dem „Bowhead" wie ein grinsendes Gespenst. Sie hockte im „Bullroom" auf dem kochenden Wasserkessel und lauschte den täglich eintöniger werdenden Gesprächen der Bootsteurer; sie trieb sich mit den halbwilden Hunden auf dem Deckhaus umher, wo die grimmige Kälte alles zu Stein erfroren hatte und der wilde Sturmwind mit donnerndem Getöse an den reifbeladenen Wänden rüttelte; sie war auch hinunter gestiegen in unsere Höhle, wo die kümmerliche Lampe noch immer mit dem gleichen mattgelben Licht durch die Finsternis schimmerte. Um der Dunkelheit einigermaßen abzuhelfen, hatte sich jeder, je nach Geschick, mit Hilfe einer Blechdose voll Walfischtran und etwas ausgefranstem Kabelgarn eine Tranlampe für seinen Privatgebrauch hergestellt, die er in seiner Koje befestigte. Tag und Nacht waren diese Lampen in Tätigkeit und erfüllten alles ringsum mit schwarzem, qualmendem Rauch und einem scharfen Trangeruch, an den sich nur die abgehärtete Nase eines Polarfahrers gewöhnen konnte.

In jenen trüben, langweiligen Wintertagen hätte ich willig meine Seligkeit verkauft, wenn man mir etwas Ordentliches zum Lesen angeboten hätte, und wenn es auch nur eine amerikanische Sonntagszeitung mit ihren süßlich-sentimentalen Geschichtlein gewesen wäre. Aber von alledem war an Bord des „Bowhead" nichts vorhanden. Nichts als ein bißchen Schundliteratur, das ich mir zuweilen von den Steuerleuten erbettelte. Alles Machwerke der übelsten Sorte, die ich unter anderen Umständen nicht angesehen hätte. Aber dort habe ich sie verschlungen, den Buffalo Bill, den Nic Carter, den Sherlock Holmes. Ich hatte einen förmlichen Hunger nach Druckerschwärze. Ich glaube, daß ich das Adreßbuch von Groß-Berlin von A bis Z und das Register von Andrees Handatlas mitsamt den Anmerkungen durchgelesen hätte, wenn es mir unter die Finger gekommen wäre.

Als aber mit Beginn des Frühjahrs die Stürme in unaufhörlicher Folge einander jagten, als draußen das wilde Wetter in dem Tauwerk heulte und der Hexensabbat von rasendem Treibschnee uns wochenlang in unserem düsteren Gefängnis einschloß, da kamen Zeiten, wo man auch den Nic Carter nicht mehr genießen konnte...

Dann war in unserer kleinen Welt die Luft

geladen mit Zank und Streit und eitel Mißgunst und Mißtrauen. Dann saßen die Pokerspieler wieder auf der altgewohnten Bank neben dem Ofen und tauschten giftige Worte mit halblauter Stimme. Und wenn ein knisterndes Holzscheit zuweilen stärker aufflammte, so beleuchtete es eine Szene, die sich ansah wie ein Ausschnitt aus einem phantastischen Räuberroman.

Alle lebten auf dem Kriegsfuße. Der Kapitän mit den Steuerleuten, die Steuerleute mit den Bootsteurern und die Bootsteurer mit den Matrosen. Die brütende Eintönigkeit des langen Winters hatte die Luft vergiftet. Der Eismeerkoller hatte alle erfaßt. O, ihr Polarforscher, die ihr uns in euren schönen Büchern immer glauben machen wollt, daß an Bord eurer Schiffe in der langen Winternacht stets alles ein Herz und eine Seele gewesen ist, ich glaube euch nicht!

Zu allem Unglück tauchte gegen Ende des Winters noch ein anderes Gespenst auf. Das schlimmste, das der Seemann kennt: der Skorbut. Oft schon im Laufe der Reise hatte man diesen Teufel an die Wand gemalt und uns mit allerlei Vorbeugungsmaßregeln geärgert, bis schließlich keiner mehr daran glaubte. Aber auf einmal war sie da, diese unheimlichste aller Krankheiten, und grub ihr Zeichen in das aschfahle Gesicht und die tiefliegenden, blaugeränderten Augen ihrer Opfer. Heimtückisch und hinterlistig ist diese Krankheit, und niemand kann sicher wissen, ob er selbst schon davon befallen ist oder nicht. Oft schleicht sie wochenlang unerkannt durch das kranke Blut, bis sie eines Tages zum Ausbruch kommt. Dann geht es gewöhnlich schnell zu Ende.

Dennoch ist —dank der an Bord der Walfischjäger angewandten, etwas eigenartigen Heilmethode — niemand der Krankheit zum Opfer gefallen. Es war ein bißchen eine Kur nach Dr. Eisenbart. Mit den in dem geschwollenen Zahnfleisch schon ganz lose gewordenen Zähnen mußten die armen Patienten rohe Tomaten und das zähe Renntierfleisch in rohem Zustande verzehren, und täglich mußten sie mit den geschwollenen Füßen mehrere Stunden lang in dem kalten Deckhaus auf und ab laufen. Keines der Bilder jener bösen Jahre ist mir so deutlich im Gedächtnis geblieben, als das der armen Menschen mit den bleichen, schmerzverzerrten Gesichtern und den fieberglänzenden Augen, die so mühsam auf dem Verdeck umherhumpelten. Wenn einer sich ermüdet gegen die Reling lehnte, wurde er unbarmherzig fortgestoßen. „Vorwärts! Marsch! Hier wird nicht geschlafen!“

So ging über Mühe und Not und tausend großen und kleinen Ärgernissen der lange Winter allmählich seinem Ende entgegen. Unmerklich hatte sich ein Tag an den andern angereiht, während draußen der Sturmwind in stets gleicher Einförmigkeit mit den Funken spielte, die der brummende, rotglühende Ofen in unserer Behausung von sich spie, während die Kartenspieler auf der Ofenbank immer eifriger und die Karten immer schmutziger wurden. Anfangs machte es uns Spaß, jeden verflossenen Tag im Kalender recht dick und fett auszustreichen, genau so, wie es die Soldaten zu tun pflegen. 360 — fort damit! Noch 359!...

Ehe man's gedacht, war der Mai gekommen mit feuchter Luft, mit grauen, schweren Wolken und wirbelndem Schneegestöber. Aber es war nicht mehr der scharfe, nadelartige Treibschnee, den der Wind vor sich herfegte, sondern dicke, wollige Flocken, die lustig durcheinander tanzten und sanft auf Land und Eis herunterschwebten.

Komm, lieber Mai, und mache
Die Bäume wieder grün!

Bei uns begann nun erst der richtige Winter, so wie wir ihn von der lieben Heimat her gewohnt waren, und was wir in den vergangenen Monaten erlebt hatten, das war eine Art Überwinter gewesen. Und doch waren auch diese winterlichen Maitage nicht ohne einen Vorgeschmack des nahenden Sommers. Mitten zwischen dem düsteren Schneewetter kamen Tage, an denen der Himmel so blau war wie nur irgendwo, wo heller, flimmernder Sonnenschein über den Schneefeldern spielte und um die Mittagsstunde große, glitzernde Tautropfen von den Rahen und vom Tauwerk heruntertropften. Tautropfen! Seit Monaten das erste Zeichen erwachenden Lebens in dieser leblosen Natur!

Scharen von Spatzen — weiß der Himmel, wo sie sich während des Winters aufgehalten hatten — machten sich geräuschvoll bemerkbar, und ihr übermütiges Gezwitscher hörte sich herrlicher an als die schönste Musik.